

Ich schnorre, also bin ich

Daheim beim Schriftsteller **Bernd Wagner**, der einen Berlin-Führer für Arme geschrieben hat

VON MARKO MARTIN

Das also ist der Mann, über den kürzlich im Feuilleton einer großen deutschen Tageszeitung zu lesen war: Einst in der DDR Dorfschullehrer, heute Hartz-IV-Empfänger und Autor des Stadtführers „Berlin für Arme“. Der Mann, der es mit alltagsubersivsten Tipps (Schwarzfahren bei den Subventions-Faulpelzen der BVG, Gratis-Dinieren auf diversen Botschaftsempfängern, von den hinteren in die vorderen Ränge wechseln im Opern und Theater, Weihnachtentzen-Jagen im Berliner Umland) sogar dazu brachte, dass man ihn zum „Berufsschnorrer“ der Hauptstadt ernannt wurde. Seltener Ruhm, seltsame Anwürfe. Ein seltsames Leben?



FOTO: DDFP/BERNHOLD STADLER

Bernd Wagner beneidet alle, die klagen können: „Unter ihnen gibt es keinen Abgrund“

„Na ja“, sagt Bernd Wagner, und ein wenig schimmert da das helle sächsisch des 1948 in Wurzengeborenen Schriftstellers noch durch, „wenn ein festangestellte Journalisten, die vor allem über Bücher schreiben, als Schnorrer oder Snob bezeichnen, so ist das schon ein eigen Ding“.

Sein soeben bei Eichborn erschienenen Buch mit dem Untertitel „Ein Stadtführer für Lebenskünstler“ wartet jedenfalls weniger mit Ratgeberprosa auf als mit ironischen Reflexionen über das Elend des Regietheaters (deshalb lieber im Deutschen Theater das Sesselvorrücken proben als in Castorfs Volksbühne) oder über die Würde eigenhändig gekürzter Stoffhosen, also Nicht-Jeans (dies garniert mit einem Zitat von Sándor Márai). Ein trotz großräumiger Altbauwohnung in Kreuzberg am Rande des Prekariats herumhangelnder und immerhin bereits 60 Jahre alter Autor, der trotzdem weder die antikapitalistische Gesellschaftsschicht pflegt noch die spätsurrealistischen Wonnen eines bohemigen Absinth-Rauschs preist: Das alles verweigert sich den Kategorien und kommt vermutlich nicht so gut. Verkauft sich aber –

doppelte Ironie – dennoch blendend und ist bereits jetzt der bislang größte kommerzielle Erfolg Bernd Wagners. Und diese Dorfschullehrer-Sache?

Er lacht, zündet sich an diesem Westberliner Spätnachmittag ein Zigarillo an, schaltet die Lampe neben Plattenspieler (sic!) und Buchregal ein und schickt aus blauen Augen einen seiner Steve-McQueen-Blicke aus dem Fenster zum nahen Kreuzberg hinaus (bei gewissen Lichtverhältnissen ist die Ähnlichkeit tatsächlich frappierend). „Das war 1976 in der Nähe von Oranienburg. Ich hatte bereits Prosa im Aufbau Verlag veröffentlicht, war Mitglied des Schriftstellerverbandes geworden, und als meine Mentorin Sarah Kirsch im November 1976 die Protestpetition gegen die Biermann-Ausbürgerung unterzeichnete, wollte ich das natürlich ebenfalls tun. Als ich bei ihr ankam, war die Liste allerdings schon weitergewandert, und so klapperte ich eben Ostberlin auf der Suche nach einem Stück Papier ab, bis ich schließlich in einer der noblen Wohnungen der kritisch-loyalen Autoren ankam und freundlich informiert wurde, dass man bereits die dritte Unterschriftenliste vorbereite, aber noch nicht sicher sei, ob man einen Unbekannten darauf haben wolle. Ich unterschrieb dennoch, aber weder in der Dorfschule noch beim Verlag sprach mich jemand strafend darauf an.“

Eine kafkaeske Situation: Der Mann von außerhalb, seine Botschaft versandt und die Antwort der Herrschenden – Schweigen. Der unangepasste Autor, der später mit dem Lyriker Uwe Kolbe die literarische Untergrundzeitschrift „Mikado“ herausgab, mit Katja Lange-Müller in den etwas wilderen Cafés (will heißen: Säuer-Absteigen) des Prenzlauer Bergs saß und über Gott und die Weltliteratur diskutierte, die alle drei, aber doch ein jeder alsbald eigene Wege gehend, Mitte der Achtzigerjahre der stagnierenden DDR den Rücken kehrten.

Anstatt nun aber (vielleicht wäre es ja Image fördernder und magnetischer für Preise- und Stipendien gewesen) ein gro-

ßes Trara aus all dem zu machen und in absatzlos dräuenden Sätzen tiefdunkle Untergangsepik oder kernige Proletenprosa zu verfertigen, debütiert Wagner in der Bundesrepublik bei Luchterhand mit dem alltagsironischen Erzählband „Ich will nicht nach Österreich“, dessen Eingangsgeschichte über den Berlin-Aufenthalt des Vormärz-Dramatikers Christian Dietrich Grabbe sich heute allerdings wie eine retrospektive Zukunftsvision ausnimmt: „Grabbe bringt den Suppenlöffel zur Pfandleihe, kauft sich eine Flasche Rum und geht zur Mauerstraße, Ecke Taubensstraße. Dort wohnt Gustorff, der Mediziner. Sie sitzen am Fußboden, haben verklärte Gesichter und schlürfen Tee.“ Also doch die gute alte Zivilisationskritik, wenig handeln und tief denken, und die (West-)Welt da draußen ein Graus?

Wiederum Fehlzanzeige. „An dem allgemeinen Ekel vor der Welt teilzuhaben, bevor man sie kennen gelernt hat, ist kein Akt der Solidarität, sondern der Dummheit.“

Das schreibt Wagner nach der Wende in seinem bei Rowohlt erschienenem Essayband „Die Wut im Koffer“, in welchem er kurzerhand Kalamität und Ostzone zu „Kalamazonien“ macht und wie nebenbei eine spöttisch-konzise Geschichte der DDR-Literatur verfasst, von Becher über Hacks bis zu Heiner Müller, Christa Wolf und der selbsternannten Prenzlauer Berg-Avantgarde: „Die arrogante moralisierende

Lüge blieb ein Kennzeichen kalamazonischer Kunst und verhalf ihr zu jenem überdimensionalen Scheinheiligkeit, an dem man sie von so weit her erkennt. Diese anscheinend nie versiegende Tradition ist das allumfassende Bescheidwissen, gespeist von einer beneidenswerten Unkenntnis des außerliterarischen Lebens und der Hingabe an eine Ideologie, und sei es eine postmoderne.“

Bernd Wagner leugnet nicht, dass er damals – 1993 – dann doch ein wenig gewartet hatte: Auf den Aufschrei der Ostler, das Pikiertsein im Westen, auf einen der üblichen Feuilleton-Debatten eben, wie sie etwa um Monika Marons Ostelk-Essay im „Spiegel“ oder später um Thomas Brungs „Helden wie wir“ stattfanden. Es kamen positive Kritiken, doch es fehlte: Resonanz. Das gleiche 1997, als im Ullstein Verlag sein voluminöser Nachwende-Roman „Paradies“ erschien, die Geschichte der aberwitzigen Jesse Judith Mehlhorns, die mit allen Mitteln versucht, sich die DDR aus den Knochen zu schütteln. Einige preisende Rezensionen, heute geschrieben und morgen vergessen, nur mäßig verkaufte Bücher – und so steht Wagners bislang publiziertes Dutzend jetzt auf einem sich bedenklich neigenden Holzbrett in einem der verlassenere Wohnräume, an der Wand abblättrender Putz und sogar ein wenig Schimmel.

Spätestens das ist der Moment, wo wir ins Grübeln kommen. Wenn der Mann

gähnend-kryptisch schreiben würde – okay. Wenn es flau statt zupackende Prosa wäre, Wortgeklingel statt eines geistesgeschichtlich versierten Storytelling – gut. Wenn „Club Oblomow“ (1999 bei Ullstein) nicht diese stilistisch gebändigte Berliner Underground-Schachspieler-Frauen- und Literaturliebhaber-Erzählung wäre und „Wie ich nach Chihuahua kam“ (2003 bei Steidl) nicht eine tatsächlich flirrende mexikanische Reiseprosa – es ließen sich Gründe finden für dieses offensichtliche Scheitern. Es gäbe Argumente für das Scheitern des deutschen Literaturbetriebs an dem Autor Bernd Wagner. Aber so?

Wenn er wenigstens ein menschenweiser, müffelder Waldschrat wäre anstatt dieser freundlich urbane Zeitgenosse. Deshalb ohne alle Verschwörungstheorie: Was, wenn es vielleicht gerade daran läge? Ein Hufschmiedsohn, der für die Zuordnungsschubladen nicht proletarisch genug ist, da eher plebejisch verschmizt. Ein Intellektueller, der, als er in den letzten Jahren nicht mehr vom Schreiben leben kann, sich nicht etwa larmoyant lärmend zum Außenseiter, Querdenker etc. stilisiert, sondern – sich als Landvermesser verdingt. (Wieder mal Kafka.) Mit Stiefeln durch den Matsch stapft, allerlei alterstypische, körperliche Wehwechen niederkämpft und mit den jung gebliebenen Augen staunend dem Flug der Wildgänse folgt, irgendwo da draußen bei Henningsdorf. Ist seine Geschichte – ein wenig scheint davon auf bei

den Verhaltens-Tipps in „Berlin für Arme“ – deshalb vielleicht gar ein Menetekel für all die freundlich amorphen Mittelschichtler in Redaktionen und Verlagen oder Jurys, denen solch ein Überlebenswille, solch nahezu elegante Widerständigkeit geradezu unheimlich vorkommen muss, gemessen an dem eigenen, im Falle drohenden Abstiegs wohl eher gering zu veranschlagendem Kräftevorrat?

Bernd Wagner bildet sich nichts darauf an. Freut sich stattdessen kopfschüttelnd am Verkauf seines Stadtführers, der gleichwohl nicht nur für Berlin aktuell ist und noch dazu allen Ideologien eine Backpfeife bietet: Denen der Linken mit ihrer gleichmacherischen Mehr-Geld-her-Rhetorik ebenso wie jenen Sozialliberalen mit ihrer Negierung des sozialen Gefalles. Wagner, der libertäre Anarchist, der parallel zum Buch auch die lebenskluge Website www.berlinfuerarme.de aufgebaut hat und in dessen Tagebüchern sich diese Überlegung findet: „Ich beneide jene, die klagen können. Unter ihnen gibt es keinen Abgrund.“ Zum Abschied sagt er, fast ein passant: „Meine innere Freiheit war mir immer wichtig.“ Ein Satz für ein ganzes Leben.

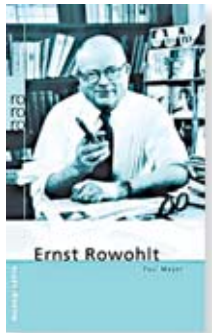
Bernd Wagner: Berlin für Arme. Ein Stadtführer für Lebenskünstler. Eichborn, Berlin. 144 S., 8,95 €.



FOTO: WILFRIED BAUER, VG BILD-KUNST, BONN 2008. KATALOG, DIE SICH DIE FREIHEIT NAMEN. DAMM UND LINDLAR, BERLIN

Czeslaw Milosz, Jg. 1911, gestorben 2005, Dichter des Widerstands in Warschau. Botschafter für „Volkspolen“ von 1949 bis 1951. Brach mit dem Kommunismus, ließ sich in Frankreich nieder, rang mit linken Denkern wie Sartre und Aragon. Lehrte von 1960 an Slawistik in Berkeley. Nahezu unbekannt, als er 1980 den Nobelpreis erhielt. Wilfried Bauer fotografierte ihn 1981 bei seiner triumphalen Rückkehr als Nobelpreisträger nach 30jährigem Exil auf dem Warschauer Flughafen.

Ernst Rowohlt. Von Paul Mayer. Rowohlt, Reinbek. 234 S., 8,95 €.



Wer dieses Buch zur Seite legt, weil er es ausgelesen hat, wird ihm nachtrauern. Knappe 250 Seiten lang begleitet es den Verleger Ernst Rowohlt, Seiten, die aus allen Zeilen so sehr menscheln wie es nur geht. Lebensmutig, lässig und nie einen Tag älter als mentale

zwanzig, so sah und so beschreibt ihn sein langjähriger Mitarbeiter Paul Mayer. Aber auch als Arbeitsbestie, als ja, Visionär zu einer Zeit, da das Wort noch unverbraucht klang. Porträtiert wird der Unternehmer hier nicht etwa über seine Erfolge (ein Leben, drei Verlagsgründungen). Sein beachtlicher Output fließt so nebenschönlich durch jedes Blatt, dass der Eindruck zementiert wird, dieses Leben sei auch völlig ohne seine Errungenschaften ganz und gar erhaltenswert gewesen. Der Vollständigkeit halber seien hier dennoch einige erwähnt: Vor hundert Jahren gründete Ernst Rowohlt seinen ersten Verlag mit Kurt Wolff, in den Zwanzigern mit Willy Haas die „Literarische Welt“. Rowohlt verlegte Tucholskys „Schloss Gripsholm“ und ermöglichte Hans Fallada durch eine Verlagsanstellung, die ihm nebenher genug Zeit ließ, das Schreiben. Rowohlt erfand die rororo-Reihe, und obwohl Mayer dem nur wenige Sätze widmet, drückt sich hier doch Ro-

wohlt ganze Liebe zu Büchern aus: Mit den preiswerten Heftchen ermöglichte er den damals 20- bis 30-Jährigen den Zugang zu großen Autoren, also jener jungen Generation, die die Kriegsjahre bislang um so vieles gebracht hatten. Die jüdische Lyrikerin Mascha Kaléko zählt zu Rowohlt Entdeckungen; dass er allerdings 1937, vom Präsidenten der Reichsschrifttumskammer aufgefordert, ihr „Lyrisches Stenogrammheft“ wieder aus dem Programm nahm, erwähnt Mayer nicht. Eine liebevolle Biografie, durchsetzt mit atmosphärischen Beschreibungen von Trinkgelagen, eher Saufexzessen, gelegentlich hart an der Grenze zur intelligenten Verklärung – aber gerade deshalb so charmant.

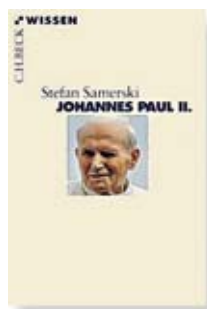
Das erhabene Ungeheuer. Napoleon und andere historische Reportagen. Von Volker Ullrich. C. H. Beck, München. 206 S., 12, 95 €.



Volker Ullrichs geschichtliche Reportagen zeichnen zwei Komponenten aus: die gründliche Recherche des Historikers und die Freude des Journalisten an der Zuspitzung. In Ullrichs Betrachtungen werden angreifbare große Männer und Frauen zu greifbaren Figuren, geschichtliche Ereignisse wandeln sich in Spionagefilme, nahezu vergessene Plätze lässt er als Kulisse auferstehen. Seine „erhabenen Ungeheuer“ schildert er, als habe er mit ihnen zu Tisch gegessen, oder vielleicht

TASCHENBÜCHER DER WOCHE: BIOGRAFIEN

Papst Johannes Paul II. Von Stefan Samerski. C. H. Beck. 124 S., 7,90 €.

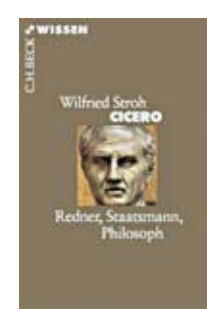


Das westdeutsche Kind der Achtziger fand sich in eine konservative Welt geworfen: Helmut Kohl bestimmte als ewiger Regent das irdische Los des Landes, Johannes Paul II. war als Patriarch fürs Geistliche zuständig. Schon immer. Für

immer. So schien es. Irgendwo dazwischen mühten sich die Teens der Neunziger um die Entwicklung einer ausdifferenzierten Gefühlspalette, um eine vielschichtiger emotionale Sozialisierung... Aber alles nicht so tragisch, das lässt Stefan Samerski in dieser Papst-Biografie jetzt jedem Reue passieren. Denn zumindest Karol Wojtyła war, wenngleich theologisch konservativ, persönlich ziemlich cool: Er spielte mit großer Leidenschaft Theater, er sprach wie ein Filmstar, er betrachtete lebenslang die Jugend als den Anfang von allem. Und sah man von der strukturellen Unvereinbarkeit zwischen der streng dogmatischen Haltung dieses Hirten und den diametral entgegenstehenden Begehlichkeiten seiner pubertierenden Herde einmal ab, so klappte die

Verständigung beinahe bestens. Wojtyła argumentierte zwar gegen die Geburtenkontrolle und gegen Frauen im Priesterrat; er räumte aber auch der Marienverehrern erstmals einen zentralen Stellenwert ein, vielleicht, wie der Biograf vorsichtig mutmaßt, weil er seine leibliche Mutter so früh verlor. Ab 1978 nun bewohnte der sportversessene Papst den Vatikan, fuhr eifrig Ski, bis es ihm untersagt wurde, ging dann eben wandern, ließ einen Swimmingpool neben dem Castel Gandolfo ausheben und legte während seines Pontifikats nicht weniger als 1,3 Millionen Reisekilometer zurück. Man musste nicht strenggläubig sein, um das öffentliche Sterben dieses ganz besonderen Papstes vor drei Jahren aufrichtig betroffen zu verfolgen. Und man kann ruhig auch „profan gesinnt“ (Samerski) sein, um den geradezu unkonventionellen Protagonisten dieser Biografie sehr zu mögen, Gott sei Dank.

Cicero. Redner, Staatsmann, Philosoph. Von Wilfried Stroh. C. H. Beck. 128 S., 7,95 €.



Kurze Sätze, klare Gedanken. Für Cicero spricht bereits, dass er im einen nur die besten, im anderen zumindest die am wenigsten trüben Erinnerungen an den althilologischen Schulunterricht wachruft. Schon das Vor-

wort dieser Biografie mag daher je nach Temperament entzücken oder entsetzen: Wilfried Stroh dankt dem Verlag und seinen Liebsten auf Latein. Er trete dafür ein, heißt es weiter, lateinisch als gesprochene und gesungene Sprache zu erhalten. Seinen Leser, den er daran gemessen für einen, gleichwohl interessierten, Bananen halten muss, holt er denn auch prompt da ab, wo er ihn nach wie vor vermutet: ungefähr in der achten Klasse, in der Lateinstunde. Geschrieben ist das Buch konsequenterweise im Vortragston („ich zitiere...“). Dies liest sich eigenwillig, nicht unsympathisch, denn wie Cicero ist auch sein Biograf ehrlich überzeugt, dass doch gerade der Laie die besondere Ästhetik der Ausführungen am leichtesten erkennen dürfte. Stroh stützt sich auf eine dichte Quellenlage: Cicero schrieb sein gesprochenes Wort stets zuverlässig nieder, schon um der Nachwelt zu beweisen, dass er der größte römische Redner aller Zeiten war. Und so entsteht das Bild eines Mannes, der sich gern in hymnischer Selbstbeweihräucherung erging, sich bereits mit Mitte zwanzig nicht nur für rhetorisch brillant, sondern auch für weise hielt, und der Demut erst im fortgeschrittenen Alter lernen sollte. Der späte Cicero, der sich im Spannungsfeld zwischen den Epikureern und der Stoa positionierte, dem die Vorstellung einer Determinierung des Menschen gegen den Strich und die Freiheit über alles ging, wird gründlich abgehandelt; seine politischen Thesen dagegen leider nur recht knapp gestreift. Er selbst sei, schreibt da der Autor, eben kein Philosoph. Sondern Philologe. Durch die Rhetorik Ciceros bewegt sich Wilfried Stroh daher auch so leicht wie andere nichtmal durch den Lebensweg des eigenen Vaters. Johanna Schmeller